Bunte Kriegs=Chronik aus deutschen Landen

Das Völkergemisch an der Westfront.

„Die Hagenbecktruppe". — Die Angst der Kanadier vor dem deutschen Gefangenenlager.

Wilhelm Kegeler, der hervorragende Schriftsteller schreibt:

In einem düsteren Raum des Bahnhofsgebäudes liegen sie, die verwundeten englischen Gefangenen mitsamt ihren Bundesbrüdern aus der Alten und Neuen Welt. Der Raum war früher der Nichtrauchersaal und ist nicht dunkler und häßlicher als alle die anderen Säle, nur wirkt er so düster durch seine Insassen.

„Dienst im Zoo", jeder von uns weiß, was das heißt: Dienst bei den Gefangenen. Für die Turkos, Inder, Algerier, die man hier trifft, haben unsere Soldaten gutmütige Spottnamen erfunden: „Die aus dem Affentheater". „Die Maskierten". „Die Hagenbecktruppe." Aber an den Engländern gehen sie in schweigendem Haß vorbei. Selbst zum Spott gehört noch ein Rest von Zuneigung.

Der Gefangenensaal ist bis auf wenige Insassen, die man aus irgendwelchem Grunde nicht hat abtransportieren können, leer. Ich hatte heute Dienst darin. An der Wand kauern auf Matratzen zusammengesunkene Gestalten, buntscheckigen Kleiderbündeln ähnlich. Von ihren Gesichtern sieht man nicht viel. Nur ein schwarzer Arm, eine langgliedrige, gelbe Hand, ein Fes, eine grelle, blaue Leibbinde, ein Paar roter Pluderhosen leuchten auf. Sie hocken da in derselben stoischen Ruhe wie vor ihren Häusern im fernen Orient, nur daß sie mit dem Instinkt verwundeter Tiere ihre Gesichter verbergen.

Auf einem Bett ihnen gegenüber liegt ein Engländer. Er sieht mich erwartungsvoll an, als wünsche er etwas zu sagen. Aber wenn mir die Unterhaltung mit den Gefangenen auch nicht verboten ist, so fühle ich doch kein Bedürfnis danach.

Eine Stunde verstreicht. Hin und wieder gebe ich einem Orientalen, der mich durch eine Handbewegung darum bittet, zu trinken. Endlich hält der Engländer das Schweigen nicht länger aus und fragt:

„Wohin komme ich?"

„Nach Deutschland."

„Bin ich dort nicht schon?"

„Nein, dies ist der Westzipfel von Belgien. Bis Deutschland sind noch vierzig Stunden Bahnfahrt."

Er runzelt erstaunt und nachdenklich die Stirn. Dann fragt er: „Wird man uns sehr streng behandeln?"

Ich zuckte die Achseln. „Man ist auf die Engländer schlecht zu sprechen. Unsere Soldaten behaupten, ihr hättet weiße Tücher geschwenkt und dann mit Handgranaten geworfen."

„Ich weiß davon nichts. Es mag früher geschehen sein, aber ich bin erst seit acht Tagen im Krieg. Vor einer Woche war ich noch in New Castle bei meiner Frau."

Er zieht eine Blechdose unter der Brustseite seines Hemdes hervor, öffnet sie und blickt lange hinein. Dann zeigt er mir die Dose, auf deren Grund eine weibliche Photographie angebracht ist: seine Frau. Darauf holt er einen Zettel aus seiner Hosentasche und zeigt ihn mir ebenfalls. Ein Name mitsamt der Adresse steht da geschrieben.

„Das ist der Mann, der mich auf dem Schlachtfelde verbunden hat. Er war sehr gut zu mir. Nach dem Kriege will ich ihm schreiben."

Nach langen Zwischenräumen des Schweigens nimmt er immer wieder das Wort. Aber mir scheint eine weitere Unterhaltung nicht angebracht. Nur einmal höre ich aufmerksam zu, als er mir seinen Dienstgrad nennt und seine Soldverhältnisse erklärt. Er ist so etwas wie ein Feldwebel und sagt, auf seine Abzeichen deutend: „Ein gewöhnlicher Soldat bekommt nur so und so viel, mit diesem Abzeichen so viel mehr; hat er aber wie ich auch noch diese beiden Abzeichen, dann erhält er soviel. Mit sichtlichem Stolz nennt er die stattliche Summe.

Da öffnet sich die Tür und mein Kamerad meldet in einem Ton, der Besonderes verheißt: „Ein Belgier in deutscher Uniform." Erstaunt sehe ich den Mann an. Daß man den so ohne besondere Bewachung herumlaufen läßt. Sein Gesichtsausdruck ist ziemlich stupid. Er setzt sich neben den Ofen und schlägt gutmütig die Beine übereinander. Ich frage ihn, wie er zu der Uniform kommt. Er antwortet auf flämisch. Ehe eine Verständigung möglich ist, bringen Sanitätsmannschaften auf Bahren sechs oder sieben Engländer heran. Nun heißt es rasch zugreifen. Matratzen müssen auf dem Boden ausgebreitet, die Leute umgebettet werden. Der Saal füllt sich mit neugierigen Sanitätern und Soldaten. Ich dränge alle hinaus. Als sich die Tür endlich wieder schließt und ich meine Gefangenen zähle, fehlt der Belgier. Den habe ich offenbar soeben mitsamt den Feldgrauen an die Luft gesetzt. Ich stürze vor die Tür, um den Bahnsteig abzusuchen: da steht mein Belgier auf der Schwelle. Beinahe liebenswürdig ergreife ich ihn am Arm und lade ihn ein, doch wieder hereinzukommen. Endlich klärt er mich über den Besitz der Uniform auf. Er will sie im Lazarett für seine eigene zerrissene bekommen haben. Ich schüttele ungläubig den Kopf, aber der herbeigeeilte Schofför, der den Gefangenen gebracht hat, bestätigt die Angabe.

Nun erscheint auch der Bahnhofskommandant und ist ebenfalls der Meinung, daß der Gefangene ein anderes Kleidungsstück bekommen muß. „Aber," befiehlt er mir, „erkundigen Sie sich erst beim Stabsarzt, ob man ihm auch ohne Gefahr für seine Wunde die Uniform ausziehen kann." Das habe ich gar nicht erst nötig, denn die Wunde sitzt am Oberschenkel. Ich treibe einen besitzerlosen englischen Mantel auf und mit sichtlicher Erleichterung schlüpft der belgische Krieger aus der deutschen Löwenhaut.

Neue Gefangene werden gebracht: Franzosen, Schotten und Kanadier. Von den ersten husten manche ganz entsetzlich. Wenn man sie fragt, woher sie das haben, antworten sie: schon den ganzen Winter. Aber auch ein schlank und kräftig aussehender Unteroffizier befindet sich darunter. Der gibt mir ein Zeichen und gesteht mir vertrauensvoll: er habe enormen Hunger. Ich sage ihm, er möge sich gedulden, bald wird es Kaffee und Brot geben.

„Brot? Schwarzbrot?" Seine Nase kraust sich. „Kann ich nicht vielleicht etwas kleines Backwerk („petite patisserie") bekommen?"

„Versuchen Sie nur unser Schwarzbrot," antworte ich ihm. „Es geht damit, wie mit uns selbst. Wir sind besser als unser Ruf in Frankreich."

„Ah, das stimmt," pflichtet er bei. „Uns erzählt man, die Gefangenen würden in Deutschland schlecht behandelt. Nun sehe ich, daß das nicht der Fall ist. Uebrigens erzählt man Ihnen dasselbe von unseren Gefangenen in Frankreich. Aber auch die haben es nicht schlecht. Im Gegenteil. Ich selbst habe welche in der Bretagne gesehen. Sie bekommen täglich einen Liter Apfelmost. Aepfel gab es im Sommer kolossal viel. Und genug zu essen. Außerdem dürfen sie jeden Nachmittag zwei Stunden lang in der Stadt spazieren gehen."

Ich erlaube mir im stillen namentlich an der letzten Angabe zu zweifeln, aber ein später eingelieferter Franzose behauptet dasselbe.

Ein ganz gebildeter und intelligent aussehender Kanadier mischt sich in das Gespräch und stellt ebenfalls die Frage, die alle am meisten beschäftigt: „Wie wird das Los der Gefangenen sein?" — „Genau nach den Bestimmungen des Völkerrechts," erwiderte ich ihm. — „Werden wir in Festungen untergebracht?" — „Soviel ich weiß in Holzbaracken, die die Regierung mit großen Kosten erbaut hat." — „Aber jeden Tag wird's schwere Arbeit (corvée) geben?" — „Einige Stunden am Tage müssen Sie arbeiten. Doch werden Sie dafür besonders bezahlt." — „Es ist hart, immer in den engen Räumen sitzen zu müssen." — „Nein, erwidere ich ihm, „die Holzhäuser sind von weiten, freien Plätzen umgeben. Ich selbst habe Engländer in einem Gefangenenlager Fußball spielen sehen." Da leuchteten seine Augen auf und ihm entschlüpft die Bemerkung: „Das ist ja besser als in Kanada." Vermutlich meint er das Lager der Zivilgefangenen dort. Ich frage ihn, warum er sich hat anwerben lassen. Da errötet er und antwortet mit etwas verlegenem Lächeln: „Well, ich wußte mein Vaterland in Gefahr. Da wollte ich ihm helfen." Und dieses Lächeln scheint mir weniger die Verlegenheit eines Menschen zu verraten, der nach einer geschickten Antwort sucht, als die des Gebildeten, der ungern pathetische Ausdrücke gebraucht. Denn der ganze Mann macht einen freimütigen, anständigen Eindruck.

In diesen Tagen, wo immer neue Gefangenenschübe ankommen, habe ich noch manche Frage beantwortet. Es sind fast immer die gleichen Fragen, die gleichen Antworten. Auch Transporte unverwundeter Gefangener habe ich beobachtet, bei Tage, sowie nachts, auf einsamer Landstraße, nicht allzuweit von der Front. Wiederholt habe ich Gefangene nach ihrer Behandlung gefragt. Viele hatten Wünsche, keiner einer Klage. Dagegen beobachtete ich immer wieder Züge der Gutmütigkeit, von den Aerzten, den Schwestern und nicht zum wenigsten von den Soldaten.

Und nun liest man von starken englischen Beschwerden. Ist das nicht zum Lachen, das alte Lied, das mit neuem Text unsere Feinde immer wieder anstimmen! Als die Franzosen Hiebe besahen, schrien sie Zetermordio über die Barbaren, die alte Bauwerke zerstören. Jetzt wo die Engländer „Kattun auf die Badehose gekriegt haben" (um mich eines Soldatenausdrucks zu bedienen), jammert Lord Kitchener über unmenschliche Behandlung der Gefangenen. Ein trauriges Schicksal, wenn Besiegte zu alten Weibern werden.

Holländische Kartoffeln für Belgien.

Der „N. R. C." schreibt: Auf Ersuchen des Herrn Camille Huysmans, Mitglied der sozialdemokratischen Partei in der belgischen Kammer, und mit Zustimmung des deutschen Generalgouverneurs in Brüssel, hat der Landwirtschaftsminister 1000 Waggonladungen Eßkartoffeln für die notleidende Bevölkerung in Belgien und Nordfrankreich zur Verfügung gestellt. Der Preis, zu dem die Kartoffeln den Verbrauchern überlassen werden, beträgt 4,50 fl. per 100 Kilogramm franko Waggon Versandstation.

* * *

„Le roi s'amuse."

„Washington, 9. Mai. — Präsident Wilson war gestern Abend im Zirkus. Er saß in der ersten Reihe, fächelte sich mit einem Palmblatt und aß Peanuts. Die Clowns, die ihre besten Scherze direkt vor der Präsidentenloge aufführten, fanden bei dem Präsidenten lebhaften Beifall; er lehnte sich in seinem Sitze zurück und lachte herzlich. Als der Präsident beim Eintritt in den Zirkus an dem einen Ring vorüberkam, machte er eine Bewegung, als ob er seinen Hut in den Ring werfen wollte, was allgemeine Heiterkeit erregte."

O welche Lust, Präsident und so ganz ohne Sorge vergnügt zu sein!

Die Unsicherheit in Petersburg.

Einbruchsdiebstähle, räuberische Ueberfälle und Morde an der Tagesordnung.

In den Petersburger Blättern nehmen in der letzten Zeit die Berichte über räuberische Ueberfälle, Morde und Einbruchsdiebstähle immer mehr Raum ein. Vor wenigen Wochen wurde unter sehr geheimnisvollen Umständen, die von der Polizei nicht aufgeklärt worden sind, ein Offizier aus einem Haus heraus erschossen; es scheinen mehrere Täter dabei beteiligt gewesen zu sein. Kurz darauf wurde ein Beamter einer der größten Fabriken des Wyborger Stadtviertels, eines der beliebtesten Teile Petersburgs, auf offener Straße von mehreren maskierten Räubern überfallen, während er auf einem Mietwagen einige Tausend Rubel Bargeld aus der Bank in die Fabrik brachte; es kam zu einer Schießerei, in deren Verlauf zwei der Räuber und ein Polizist erschossen wurden. Auch diesmal blieben die Nachforschungen der Polizei ohne Erfolg. Die neuesten Nummern der Petersburger Blätter, die uns vorliegen, berichten von raffiniert ausgeführten Einbrüchen in ein Spitzengeschäft, wo für 40,000 Rubel Ware gestohlen worden sein soll, und in das Bankhaus Kaftal und Handelman, wo Wertpapiere für eine halbe Million Rubel und französisches Bargeld im Betrage von 30,000 Franken erbeutet wurden. In keinem dieser Fälle ist es bisher gelungen, der Täter habhaft zu werden. Daß in der Provinz die öffentliche Sicherheit mindestens ebenso schlecht gewährleistet wird, geht schon daraus hervor, daß Beamte, die große Unterschlagungen begangen haben, auf den Gedanken kommen, Raubanfälle zu simulieren, um die Fehlbeträge in den Kassen zu verdecken. Ein solcher Fall ist kürzlich von einem Telegraphendirektor bekannt geworden. Das erinnert ganz an die Zustände, die in der Blütezeit der „Expropriatoren", nach der blutigen Niederwerfung der revolutionären Bewegung vor zehn Jahren in Rußland herrschten.

Ein neuartiges Flugzeug.

„Az Est" meldet aus Bukarest: Ein junger Maschinentechniker, Michael Filipp, soll nach einem Berichte des „Universul" ein Flugzeug erfunden haben, das imstande ist, sich ohne Anlauf direkt in die Lüfte zu erheben und sich an einer Stelle in der Luft schwebend zu erhalten. Die Landung erfolgt ebenfalls senkrecht von oben. Der Erfinder hat sein Modell dem Kriegsministerium zur Begutachtung vorgelegt.

* * *

Blumen als Konkurrenten.

Da die synthetischen Geruchsstoffe, welche die deutsche chemische Industrie erzeugt, jetzt in Frankreich fehlen, und um sich vor der Konkurrenz nach dem Kriege zu schützen, will man in Frankreich ausgedehnte Kulturen von wohlriechenden Pflanzen anlegen. Solche Blumen und Kräuter, deren natürliche Duftstoffe für Speisen, Parfüms bzw. verwendet werden können, sollen in bestimmten Gegenden, wo sie von Natur aus am besten gedeihen, auf Versuchsfeldern, wenn möglich in der Nähe von Destillationswerken, gezüchtet werden. So kommen für die verschiedenen Departements verschiedene Blumen in Betracht: für das Departement des Var Veilchen und Tuberosen, im Departement der Aisne Thymian, Verbene, Minze, im Garonnetal Anis, in den Pyrenäen Rosmarin und Lavendel.

* * *

Mehrung deutscher Volkskraft.

Der unter Leitung des bekannten Psychologen Abderhalden stehende Bund zur Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft pachtete rund um Halle große Flächen Ackerlandes, um sie unbemittelten Familien unter Lieferung des Saatguts, Düngers usw. für den Bau von Kartoffeln und Gemüse zur Verfügung zu stellen. Zur Verlängerung der Milchversorgung sollen eine größere Anzahl Milchziegen angeschafft werden.

* * *

Fürsorge für kriegsbeschädigte Lehrer.

Der preußische Kultusminister hat durch einen neuen Erlaß sämtliche Bezirksregierungen angewiesen, dafür Sorge zu tragen, daß alle kriegsbeschädigten Lehrer, die infolge ihrer Verletzungen nicht imstande sind, alle Unterrichtsfächer oder die planmäßige Stundenzahl erteilen zu können, an größeren Schulsystemen Anstellungen finden. Für den Fall, daß einzelne Städte, denen weitgehende Rechte bei der Besetzung von Lehrerstellen zugestanden worden sind, der Anstellung kriegsbeschädigter Lehrer Schwierigkeiten bereiten sollten, sind die Regierungen ermächtigt, die Anstellung durch eine Versetzung im Interesse des Dienstes, also auch gegen den Willen der betreffenden Gemeinde zur Durchführung zu bringen.

* * *

An den Pranger gestellte Landwirte.

In Neudorf im Kreise Liegnitz haben dreizehn Gutsbesitzer unter gänzlicher Außerachtlassung der Bestimmungen Weizen vermahlen und Brotgetreide zu Fütterungszwecken verschroten lassen und verfüttert. Der Landrat hat ihnen daher das Recht der Selbstversorgung entzogen und ihre Namen im Kreisblatt veröffentlicht mit dem Hervorheben, „daß es auf die Vaterlandsliebe der Bewohner von Neudorf kein günstiges Licht wirft, wenn in derartig erheblichem Umfang diejenigen gesetzlichen Bestimmungen übertreten werden, die aus dem Grunde erlassen wurden, das Durchhalten in wirtschaftlicher Beziehung dem Feinde gegenüber zu verwirklichen."

Der Gedenktag von Gorlice.

Depeschenwechsel zwischen Erzherzog Friedrich, dem deutschen Kaiser und Gen.-Feldm. Mackensen.

Aus dem K. u. K. Kriegspressequartier wird vom 4. Mai berichtet: Feldmarschall Erzherzog Friedrich hat folgenden Armeeoberkommandobefehl erlassen: „Ich richtete am ersten Jahrestage der Durchbruchsschlacht von Gorlice-Tarnow an den Deutschen Kaiser folgende Depesche:

Heute vor einem Jahr durchbrachen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen in siegreicher Schlacht die russischen Stellungen in Galizien. In Treuen und in Verehrung gedenken ich und meine braven Kriegsleute an diesem Ruhmestage Euerer Majestät und des glorreichen deutschen Heeres! Jene innige durch Not und Tod gestählte Waffenbrüderschaft, die vor Jahresfrist einen der größten und folgenreichsten Siege der Weltgeschichte errang, wird mit Gottes Hilfe auch weiterhin die sicherste Gewähr für unsern Erfolg bilden. Mag auch noch harte Arbeit bevorstehen, der Sieg bleibt unser. Erzherzog Friedrich, Feldmarschall.

Der Deutsche Kaiser, der treue Freund und Bundesgenosse unseres Allergnädigsten Obersten Kriegsherrn, antwortete hierauf huldvollst:

Ich danke Dir herzlichst für Dein freundliches Telegramm. Auch ich erinnere mich in diesen Tagen, in denen sich der Beginn der großen galizischen Offensive jährt, dankbaren Herzens aufs neue der Tapferkeit und Einmütigkeit, mit der die Soldaten unserer verbündeten Heere begeistert zum Sturm schritten. Ich bitte Dich, dies den unter Deinem Kommando stehenden Truppen mitzuteilen. Der Rückblick auf die Ruhmestaten des Vorjahres berechtigt uns zu der vertrauensvollen Hoffnung, daß der gemeinsame Wille den endlichen Sieg erringen wird. Gott helfe dazu! Wilhelm.

Diese beiden Kundgebungen sind an alle Truppen zu verlautbaren. Erzherzog Friedrich, Feldmarschall."

An den Generalfeldmarschall von Mackensen hat Erzherzog Friedrich folgende Depesche gerichtet:

„Ich entbiete Euerer Exzellenz zum ersten Jahrestage der Schlacht bei Gorlice und Tarnow meine herzlichsten Glückwünsche! Möge es Ihnen, lieber Herr Generalfeldmarschall, vergönnt sein, jener unvergänglichen Ruhmestat der verbündeten Waffen und all den zahlreichen Erfolgen, die sich für immer an Ihren Namen knüpfen werden, noch weitere Siege anzufügen, Euer Exzellenz zu Ruhm und Ehren, der gemeinsamen Sache zum Segen! Erzherzog Friedrich, Feldmarschall."

Die Fleischjagd in Charlottenburg.

Keine Hungerriots, sondern Strafexpeditionen gegen gewissenlose Lebensmittelwucherer.

In Charlottenburg ist es in den ersten Maitagen zu ernsten Krawallen gekommen. Via London wurden diese Ausschreitungen als „Hungerriots" gekennzeichnet, um im Auslande die Ueberzeugung zu schaffen, daß Deutschland am Ende seiner Kräfte sei. Das war eine der üblichen Londoner Lügen.

Tatsache ist, daß es sich nicht um Hungerkrawalle, sondern um Demonstrationen entrüsteter Bürger handelte. Tatsache ist, daß nicht Mangel an Nahrungsmitteln herrscht, sondern daß gewissenlose Wucherer die vorhandenen Vorräte aufspeichern und verbergen, um höhere Preise zu erzielen — gegen dieses unpatriotische Gesindel richtete sich die Volkswut. Die Polizei hat sich bei diesen Krawallen viel mehr mit den strafwürdigen Lebensmittelwucherern als mit der aufrührerischen Menge beschäftigt.

Die Polizei hat bei allen verdächtigen Händlern Haussuchungen vorgenommen und diese Untersuchungen haben bewiesen, daß in zahlreichen Fällen Schlächtermeister ihre Waren zurückhalten. Hunderte von Zentnern Fleisch, ungezählte Würste, Speckseiten und Schinken sind gefunden worden, und zwar nicht nur — wie es ordnungsmäßig wäre — in den Vorrats- und Kühlräumen, sondern auch teilweise in den Wohnungen. Man hat dabei die unglaublichsten Verstecke entdeckt. Aus der Badestube förderte man Speck und Schinken, in der prunkvoll eingerichteten Wohnung eines anderen Schlächtermeisters fand man im Schlafzimmer unter Spitzendecken an langen Stangen aufgereihte Würste. Ein anderer Schlächter schaffte seine Vorräte Abend für Abend in Begleitung seiner Mamsell in Droschken nach einem Restaurant, wo ein Kellner die Last in Empfang nahm. Im ganzen wurden gestern bei sechzehn Schlächtermeistern Waren beschlagnahmt.

Das Polizeipräsidium von Berlin macht ein weiteres Dutzend von Verfehlungen im Nahrungsmittelhandel bekannt. Die Liste führt 3 Gemüsehändlerinnen, 2 Schlächtermeister, 2 Fischhändler, 1 Käsehändler, 1 Kartoffelhändlerin und 3 allgemein bezeichnete Verkaufsläden auf. Die Bestrafungen erfolgten wegen Verstoßes gegen die Preisaushangsvorschrift, aber auch wegen Zurückhaltung von Waren und wegen Ueberschreitung der Höchstpreise. Verwunderlich ist aber, daß das Polizeipräsidium noch immer daran festhält, in seiner Mitteilung die Namen der Sünder nur mit dem Anfangsbuchstaben und ohne Angabe der Straße und Hausnummer aufzuführen. Eine Bekanntmachung des Oberkommandierenden, die die rücksichtslose Preisgabe der Namen an die Oeffentlichkeit verfügt, wird wohl auch das Berliner Polizeipräsidium zu energischem Vorgehen veranlassen.

Ueber die Krawalle in Charlottenburg schreibt die „Vossische Zeitung" vom 5. Mai: Die Auftritte, die sich in Charlottenburg abspielten, haben für die Händler, die in den letzten Tagen der Kundschaft durch schlechte Behandlung und zu hohe Preisforderungen aufgefallen waren, eine Reihe sehr unangenehmer Nachspiele herbeigeführt.

Nachdem die Straßen in der Umgegend der Wilmersdorfer Straße und Pestalozzistraße polizeilich abgesperrt waren, zog sich die erregte Menge in den Abendstunden des gestrigen Tages langsam zurück. In der Nacht sammelten sich jedoch die Massen wieder und begannen in den Nebenstraßen, die von der Polizei nicht beaufsichtigt wurden, die Butterläden und Fleischgeschäfte zu zertrümmern. So schlugen sie gegen 1 Uhr die Ladenscheiben der Butterhandlung „Märkische Perle" an der Ecke der Schlüterstraße und Pestalozzistraße in Trümmern, stürmten in das Geschäft und raubten und vernichteten fast den gesamten Inhalt. Dann zogen sie die Schlüterstraße bis zur nächsten Ecke in die Butterhandlung von Martha Wolter, wo sie sich damit begnügten, alle Schilder zusammenzuschlagen. Inzwischen hatte eine „Zweigabteilung" die Butterhandlung von Hucke in der Grolmannstr. 15 gestürmt. Ein Feldgrauer wollte den Anstürmenden Widerstand leisten, wurde aber von der wütenden Menge in die Scheiben überrannt. Nachdem die Masse das ganze Geschäft ausgeplündert hatte, zog sie die Schillerstraße entlang. Hier raubte man ein Zigarren- und Weingeschäft an der Ecke Weimarerstraße aus.

Auch das Geschäft des „Städtischen Fischmarktes" wurde von einem Steinwurf betroffen. Die Wilmersdorferstraße zeigte allenthalben Verwüstungen der „Ladenstürmer". So hat man die Scheiben einer Konditorei im Hause Wilmersdorfer Straße 47 eingeschlagen, weil sich in den Laden der Schlächtermeister Robbe aus der Pestalozzistraße geflüchtet hatte.

Vor dem Uhren- und Goldwarenladen der Frau Schmidt, die gestern verdächtigt worden war, das Fleisch ihres Schwagers versteckt gehalten zu haben, stehen auch heute noch große Mengen. Das Schaufenster ist vorsichtigerweise ausgeräumt worden. Ein auf die Scheibe geklebter Zettel lautet: „Hiermit wird Frau Schmidt bescheinigt, daß bei der von ihr beantragten Haussuchung keine Fleischvorräte vorgefunden wurden. Polizeirevier Charlottenburg."

Bei dem Hofschlächtermeister Biesold in der Wilhelmstraße war das Geschäft geschlossen. Am Fenster klebte ein Zettel „Heute findet kein Verkauf statt". Trotzdem hatten sich zahlreiche Menschen eingefunden, die aber — nach Aufforderung des Schutzmanns — bald ihrer Wege gingen, freilich nicht ohne lebhaft die wenig patriotische Handlungsweise dieses Hoflieferanten zu erörtern.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß diese Ausschreitungen tief bedauerlich sind. Aber sie zeigen den Stellen, auf die es ankommt, mit einer unerfreulichen Deutlichkeit den Ernst der Lage und die Notwendigkeit, rasche und ganze Arbeit zu leisten. Die blinde Wut ist noch immer der schlechteste Richter gewesen. Nicht in diesem Sinn ist die Mithilfe der Bürger zur Abstellung der unerträglich gewordenen Zustände nötig. Der Lebensmittelwucherer verdient jede Strafe, und sein Verhalten kann nicht genug gebrandmarkt werden, aber die Strafe muß ihm im ordentlichen Wege zuerkannt werden.

Die Menagerie.

Bei der X. Division befinden sich ein Zeisig, ein Dackel, ein Reh und eine zahme Krähe. Eines Tages kam ein Meldereiter von der bayerischen Nachbardivision. Er bewunderte den zoologischen Garten sehr. Besonders den Dackel. Natürlich wurde er gefragt, was für Viecher denn bei seinem Stabe wären. „O mei!" bekannte er schlicht. „Mir ham grad an Attaschee un zwoa Krügsberüchterstatter!"

* * *

Die goldenen Preismünzen.

Der Deutsche Pomologenverein richtet an seine Mitglieder die Bitte, ihre goldenen Preismünzen der Reichsbank zur Verstärkung ihres Goldschatzes zu übergeben. Auf eine Anfrage bei der Reichsbank hat der Deutsche Pomologenverein die Antwort erhalten, daß auch goldene Gedenkmünzen von der Reichsbank angenommen werden. Den Einlieferern wird der Goldwert erstattet, ferner verpflichtet sich die Reichsbank, die goldenen Preismünzen innerhalb zwölf Monaten nach Beendigung des Krieges dem früheren Eigentümer wieder auszuliefern. Der Eigentümer muß sich ebenfalls verpflichten, die Goldmünzen in dieser Zeit zurückzunehmen.

Die Schweiz im Zeichen der Liebe.

Kranke deutsche Kriegsgefangene finden liebevolle Aufnahme. — Ein Soldaten-Begräbnis in Davos.

Aus St. Gallen, 6. Mai, schreibt man: Die kranken deutschen Kriegsgefangenen die in den Kuranstalten der Waid bei St. Gallen und in Bad Sonder bei Teufen im Kanton Appenzell untergebracht worden sind, befanden sich zum Teil schon mehr als ein Jahr in Gefangenschaft. Sie sind ursprünglich in Gefangenenlagern von Algier, später am Mittelmeer untergebracht worden. Als Beschäftigung wurde ihnen eine Zeitlang das Klopfen von Steinen zugewiesen. Ein Teil der Leute war schon nach der Schlacht an der Marne in die Hände der Franzosen geraten, andere bei Reims und in der Champagne. Bei ihrer Ankunft in St. Gallen befanden sich ihre Bekleidungsstücke größtenteils in einem bedenklichen Zustand. Der deutsche Hülfsverein in St. Gallen war deshalb in Verbindung mit den schweizerischen Behörden in erster Linie auf die Erneuerung der Leibwäsche und der übrigen Ausrüstung bedacht. Für die im Bad Sonder untergebrachten Soldaten hat die Gattin des früheren schweizerischen Gesandten in Berlin, Dr. Roth, die Fürsorge übernommen. In der Nähe der Waid und des Bades Sonder befinden sich ausgedehnte Waldanlagen; den Nerven- und Herzkranken unter diesen neuen Gästen des neutralen Schweizer Landes werden Stille und Ruhe wohltun, die in der Umgebung der genannten Heilstätten herrschen. Mehrere unter den Kriegsgefangenen tragen das Eiserne Kreuz. Der Abteilung der Kuranstalt Waid wurde der Sanitätsmajor Dr. Steinlein als Vorgesetzter zugeteilt, der Gruppe in Bad Sonder Hauptmann Eggenberger. Die Bevölkerung erweist den Kranken Sympathie.

Von den deutschen Kriegsgefangenen kann man mancherlei interessante Einzelheiten über ihre Erlebnisse erfahren. Nach dem Besuch mehrerer schweizerischer Militärärzte in den Gefangenenlagern wurde eine Anzahl von Kranken und Rekonvaleszenten ausgesucht und im Lager von Lyon vereinigt. Dort hat eine neue Untersuchung und eine abermalige Auswahl stattgefunden; Schwerkranke wurden dort zurückgelassen. Wer die Reise in die Schweiz antreten konnte, fühlte sich glücklich. Schon in Genf war der Empfang durch die schweizerische Bevölkerung ein herzlicher. Unter den heute als Kranke behandelten Soldaten haben die meisten in Steinbrüchen, Kohlenlagern, in den Mittelmeerhäfen und in Fabriken arbeiten müssen. Die Arbeit war hart und die Löhnung nach Aussage der Soldaten mehr als bescheiden. Sie betrug ganze zwei Rappen für die Stunde. Dabei ist die Verpflegung im Lauf der Monate statt besser kläglicher geworden. Fleisch wurde an die Soldaten nur noch im Quantum von 700 Gramm per Woche abgegeben. Auch die Milchabgabe war knapp, und das Fett mußten die Soldaten mit 80 Zentimes das halbe Pfund bezahlen. Besser stellten sich die Offiziere, welche für zwei Franken im Tage eine ausreichende Beköstigung von der Kantine des Lagers beziehen konnten. Aus den 120 Fr. im Monat betragenden Bezügen haben die Offiziere notleidende Soldaten unterstützt. Zu den schweren Arbeiten sind eine Zeitlang auch die Unteroffiziere herangezogen worden. In Steinbrüchen sind Soldaten tödlich verunglückt.

Am Schlusse eines Berichtes über den Empfang der kranken Soldaten in Luzern schreibt das „Luzerner Tagblatt": „Beim Empfang der französischen Soldaten zeigte sich dasselbe Bild wie beim Empfang der deutschen Soldaten. Nur einen Unterschied muß man konstatieren und der stellt dem Lande, aus dem sie eben kommen, kein schlechtes Zeugnis aus: die Leute sehen, trotz Krankheit und Verwundung viel besser aus; sie waren offenbar viel mehr an der Luft und an der Sonne als die deutschen Gefangenen, die wir bisher hier ankommen sahen. Sin sie auch alle besser gekleidet, auch wenn sie alle möglichen Uniformen und Zivilkleider tragen; sie sind auch, was wohl dem französischen Temperament entspricht, viel lebhafter in ihren Aeußerungen, und wie wir von ihnen hörten, sind sie ja auch offenbar korrekt behandelt worden. Selbst wenn sie dies nicht sagen würden, so spräche ihr gutes Aussehen dafür."

Ueber ein deutsches Soldaten-Begräbnis in Davos

berichtet Dr. C. Wüest: Wir sind im Mai, aber heute schneit es dicht und unwirsch, mit jener entmutigenden Hartnäckigkeit, die im siebenten Wintermonat nicht mehr freuen kann. Denn auch dem Hochgebirge bringt sonst der Mai den Frühling. Die Promenade, die Trottoirs, die Schaufenstersimse und Vordächer decken neue weiche Schichten; die Ausblicke auf den Talgrund, die bewaldeten Hänge, die bleich verhangenen Höhen sind wie im Dezember. Es ist kühl und düster, und auf Davos lastet Traurigkeit. Es war schon so milde geworden; etwas unsäglich Leichtes durchglänzte unser weltverlorenes Tal. Nun ist der Winter über Nacht zurückgekommen, man staunt und friert. — Die Straße erfüllt das Geflirr der schräg fallenden Flocken. Ihr sonst so buntes Leben ist an diesem Morgen erstarrt: keine schönen Frauen sind sichtbar mit ihrem Kranz eleganter Begleiter, keine Wagen rollen auf den leisen Gummireifen, kein Orchester spielt in den Arkaden. Aus der Tiefe der Promenade erschallt gemessener Gleichschritt schwerer Stiefel, und in ihren dunklen Mänteln kommen Trupps deutscher Soldaten, immer zwei mit einem Kranz vorauf, eine Korporalschaft in Viererkolonne dahinter.

Einer ihrer Kameraden ist gestorben, ein erst Mitkämpfender in der Marneschlacht, dann ein Mitgefangener im Feindesland, nun ein Mitinternierter im gastfreien schweizerischen Kurort. Heute geleiten sie ihn zur letzten Ruhe. Die Korporalschaften der einzelnen Unterkunftshäuser, eine jede mit ihrem schlichten Kranz, sammeln sich in einer Nebenstraße. Die Kränze rücken zusammen, die Mannschaften treten — nach langer Zeit zum ersten Mal wieder — ins Glied, zum ersten Mal wieder erschallen Kommandoworte.

Da knattert von der Promenade her ein rascher Marschschritt: ein Zug in Davos selten gesehener schweizerischer Infanterie, ein Bataillonsspiel an der Spitze, schwenkt ein und hämmert die geschulterten Gewehre bei Fuß. Sie sind von der Grenzwacht kommandiert, dem deutschen Kameraden die letzte Ehre zu erweisen.

Die Führer grüßen sich, die waffenlosen Internierten und die Schweizer im Schmuck ihrer Wehr. Dann formiert sich — nach verschiedenen Kommandos, doch denselben geschlossenen Bewegungen — der Zug und marschiert zum dumpfen Trommelwirbel und rauschenden Trauermarsch hinab zum Friedhof, wo die Leiche schon aufgebahrt ist. Die internierten Offiziere, die schweizerischen Militärärzte, die deutsche Kolonie, dichte Scharen der Bevölkerung haben sich schon eingefunden. Die deutschen und die schweizerischen Soldaten formen ihr Karree. Der ganze Friedhof füllt sich mit dunkeln, mit Schirmen und Mänteln geschützten Menschen. Es schneit noch immer dichter.

Ein schweizerischer Feldprediger spricht kurz, klar vernehmlich und einfach. In der Stille plötzlich ein helles Kommando. Die Gewehre der blaugrünen Schweizer fliegen an die Schulter, die Mündungen zielen hoch zum düstern Himmel. Drei Salven. Ein Gebet, und die Feier ist vorüber.

Auf der Straße formiert sich die Kolonne mit knapper Behendigkeit. Feierlich, gemessen, war der Zug gekommen, mit muntern Märschen geht's in die Stadt zurück. So will es der schweizerische (und wohl auch der deutsche) Soldatengeist. Auf der Promenade hält die Kapelle und die schweizerische Abteilung. Die paar hundert Deutschen stapfen grüßend vorüber. Der matschige Schnee spritzt hoch auf's Trottoir. Die Gäste aus allen Herren Ländern, die sich allgemach hervorgetraut, haben was zu staunen.

General Conrads Adels-Diplom.

Der Urgroßvater des K. u. K. Generalstabschefs war Rechnungsrat.

Die gestrige „Wiener Abendpost" bringt unter den Erinnerungen „Vor hundert Jahren" folgende Notiz: „Die Wiener Zeitung" vom März 1816 berichtet: „Seine Majestät der Kaiser hat den Rechnungsrat bei der mährisch-schlesischen Provinzial-Staatsbuchhandlung Franz Conrad zur Belohnung seiner durch mehr als fünfzig Jahre dem Staat mit ausgezeichnetem Eifer geleisteten nützlichen Dienste, samt seiner ehelichen Nachkommenschaft mit Beilegung des Prädikats von Hötzendorf in den Adelstand des österreichischen Kaiserstaates erhoben." Der in den Adelstand erhobene Franz Conrad war der Urgroßvater des Generalobersten und Chefs des Generalstabs Franz Conrad von Hötzendorf. Als Prädikat hat der neugeadelte Rechnungsrat Conrad den Familiennamen seiner Frau übernommen, die dem kurpfälzischen Adelsgeschlecht Hötzendorf angehört.

Bayreuths Liebesgabe.

Die Sammlung für das Rote Kreuz in Bulgarien hat in der Stadt Bayreuth allein 10,200 Mark ergeben. Dieses stattliche Ergebnis ist wohl darauf zurückzuführen, daß in Bayreuth die Sympathien für das Bulgarenvolk und für König Ferdinand, den Freund und regelmäßigen Besucher unserer Festspiele, besonders große sind.

* * *

John Bull der Richter.

Aus dem britischen Hauptquartier Frankreich wird gemeldet, daß die letzten deutschen Verlustlisten stark im Rückstand seien und jetzt erst die Verluste vom September bringen. Wir bezweifeln die Richtigkeit dieser Meldung; aber selbst wenn sie korrekt wäre, woher nimmt England das Recht, sich als Richter aufzuspielen? Die Engländer hätten noch die erste Verlustliste herauszugeben .... sie begnügen sich mit dem „einen Toten".

* * *

Bankskandal in Italien.

Eine italienische Regierungsverordnung verfügt die Zwangspensionierung der Generaldirektion der Banca di Sicilia sowie die Auflösung des Verwaltungsrates und einen Wechsel des staatlichen Kommissars. Seit dem berühmten Bankskandal von 1891 ist nichts derartiges in Italien vorgekommen. Das Vorgehen gegen die halbstaatliche Emissionsbank ist begründet in großen Schwindeleien, die die Bank zwischen den Händen ihrer Wechselgläubiger betrieben hat. Die Höhe der Unterschleife wird mit über zwei Millionen angegeben.